



# AM WEGE

## NACHRICHTEN

DES GAU THÜRINGEN IM

T.-V. „DIE NATURFREUNDE“

5. Jahrgang

August 1924

Nr. 8

## Was wir beim Wandern lernen können

Von Herbert Schulze, Schmönn

Wenn wir in den Freienstunden hinauswandern in die freie Natur, dann sollen wir nicht planlos durch Wald und Feld, über Berg und Tal schweifen. Mit wachen Sinnen müssen wir das Land durchstreifen, beobachten, und vor allen Dingen, über das was wir beobachten, müssen wir nachdenken auf unseren Wanderungen, dann werden wir bereichert an Wissen heimkehren und uns noch lange mit rechtem Genuß der Freuden des Wandertages erinnern. Wir brauchen dabei nicht zu fürchten, daß uns von der Schönheit der Natur etwas verloren geht, wenn wir uns daran gewöhnen, mit den Augen des Naturkundigen zu schauen. Ganz und gar nicht; vielmehr werden wir die Schönheit oft erst dann recht verstehen lernen, wenn wir ihre naturwissenschaftlichen Umstände erkannt haben. Oft wird uns die wissenschaftliche Beobachtung auf den Wanderungen auch da Schönheiten finden lassen, wo wir vorher gar keine vermuteten, und wir werden dadurch zu manchem unverhofften Genuß kommen, der uns desto mehr ergötzt, weil er eben unverhofft ist.

Um nun die Heimat recht kennen zu lernen, müssen wir damit anfangen, das Erdgezimmer, das sie bildet, zu beobachten. Je nachdem, ob wir im Gebirge oder Flachland wandern, werden die Gelegenheiten verschieden sein, Einblick in den Aufbau des heimatischen Bodens zu gewinnen. Jedoch dürfen wir nun nicht etwa glauben, daß wir nur dort etwas lernen können, wo uns die Natur in gewaltigen Gebilden entgegentritt; just das Gegenteil ist oft der Fall. Die kleinen, unscheinbaren Wirkungen der Naturkräfte, die meist unbeobachtet bleiben, zeigen uns viel besser die Art und Weise, wie die Verände-

rungen im Antlitz unserer Mutter Erde vor sich gehen. Darum geht nie achtlos an den kleinen Dingen in der Natur vorüber; sie können euch oft viel mehr lehren, als es die großartigen Naturerscheinungen vermögen.

Den besten Einblick in das Erdgezimmer geben uns die „Aufschlüsse“, die Stellen wo uns nicht nur die Oberfläche des Erdbodens entgegentritt, sondern wo wir auch Einblick in den Untergrund gewinnen können. Die Aufschlüsse können nun natürlichen oder künstlichen Ursprungs sein. Natürliche Aufschlüsse sind dort vorhanden, wo Felswände steil abstürzen oder wo sich ein Bach oder Fluß sein Bett in den Boden gegraben hat. Künstliche Aufschlüsse finden wir an den Einschnitten der Eisenbahnen und Straßen, in den Steinbrüchen, Kies-, Sand- und Longruben, den Tagebauen der Bergwerke und den Baugruben bei Hausbauten. In den Aufschlüssen sehen wir, wie die verschiedenen Schichten der Erdrinde übereinanderliegen, wie einzelne Gesteinsarten die Spalten und Klüfte der Schichten ausfüllen. Wir können die Lage der Gesteinschichten feststellen, ihr „Streichen“ und „Fallen“ messen. Aus der Art des Gesteins können wir erkennen, auf welche Weise es gebildet wurde; ob es eine Ablagerung des Meeres, des fließenden Wassers, des Eises oder des Windes ist, oder ob es dem glutflüssigen Erdinnern entstammt. Oft werden in dem Gestein die Reste der früheren Lebewesen enthalten sein, und wir können dann hieran erkennen, welchem erdgeschichtlichen Zeitabschnitt die betreffenden Erdschichten zugehören. In unserer norddeutschen Heimat sehen wir allenhalben größere und kleinere Steine, die hier nicht auf ihrer ursprünglichen Lagerstätte ruhen. Sie sind

weit hergereißt, aus dem Norden, aus Skandinavien und Finnland. Das mächtige Inlandeis der Eiszeit, die der Jetztzeit unmittelbar voranging, trug sie in unsere Heimat und ließ sie zu Boden sinken, als die Eismassen vor dem wärmenden Hauch des südlicheren Klimas dahinschmolzen.

Allenthalben können wir auf unseren Wanderungen beobachten, wie die Naturkräfte an der Umgestaltung der Erde arbeiten. Frost und Hitze zerstören die härtesten Felsen. Das Wasser bringt in die feinen Spalten des Gesteins ein und der Frost läßt es gefrieren. Das Eis nimmt aber bekanntlich einen größeren Raum ein als das Wasser, aus dem es gebildet ist; daher sprengt es den Felsen auseinander. In der Sommerglut werden die Gesteinsmassen erhitzt und ausgedehnt — Wärme dehnt die Körper aus —, die Abkühlung der Nacht läßt das Gestein sich wieder zusammenziehen — Kälte zieht die Körper zusammen. Hierbei bilden sich jene feinen Spalten, in denen nachher der Frost wirkt.

Andere Gelegenheiten zur Beobachtung des Naturgeschehens bietet uns das Wasser. Der Gebirgsbach rollt die Gesteinsbrocken, die in sein Bett geraten, zu glatten Kiesel ab. Er nimmt das Gesteinsmaterial mit sich und sondert es nach Größe und Schwere. Wenn sein jugendliches Dahinstürmen sich beruhigt hat, dann läßt er die größten und schwersten Kiesel zu Boden sinken; die kleinen und leichteren werden weiter mitgeführt, bis die Kraft des fließenden Wassers nicht mehr ausreicht, sich zu bewegen. Nur die allerkleinsten Teilchen, feiner Sand und Schlamm, gelangen bis zum Meer, wo sie an der Mündung der Ströme abgelagert werden und Deltabildungen veranlassen. Auch an Stellen, wo nur in bestimmten Zeiten Wasser fließt, so bei starkem Regen oder bei der Schneeschmelze, sehen wir, wie das fließende Wasser arbeitet. Im lockeren Gestein, wie in Kies- und Sandhängen, werden tiefe Schluchten ausgewaschen, die sich von Jahr zu Jahr weiter in den Boden einfressen. Die Wirkungen, die das Wasser im festen Fels erst in jahrhundertelanger Arbeit erreicht und die deshalb der Beobachtung durch den einzelnen Menschen entzogen sind, werden hier in einer viel kürzeren Zeit hervorgebracht. Wenn wir eine bestimmte derartige Stelle von Zeit zu Zeit beobachten, so können wir meßbar feststellen, um wieviel sich der Wasserriß vertieft, verbreitert und verlängert hat. Am unteren Ende einer solchen Schlucht sehen wir, wie das oben losgespülte Gesteinsmaterial hier wieder aufgeschüttet wurde, wie also die Tätigkeit des flie-

ßenden Wassers darauf gerichtet ist, die Unebenheiten der Erdoberfläche auszugleichen, hier abzutragen, dort aufzubauen.

Eine andere Naturkraft, deren Wirkung auf die Veränderung der Erdoberfläche nicht gering zu schätzen ist, ist der Wind. Wo lockerer Sand vorhanden ist, häuft er ihn zu Dünen auf. Wer bei etwas lebhaftem Wind über eine Sandfläche gewandert ist, konnte spüren, wie die einzelnen Sandkörnchen bewegt wurden. Auch festes Gestein hält den dauernden Angriffen des Windes nicht stand; die weicheren Teilchen des Gesteins werden ausgeweht, so daß Löcher und Höhlungen entstehen. Wer Kügens Kreidelüste bei wehendem Seewind kennen lernte, weiß, wie der Kreidestaub schmerzhaft in die Augen fliegt und den Wald weit landeinwärts mit einem weißen Mantel bedeckt.

Ein reiches Beobachtungsfeld auf unseren Wanderungen bieten uns die Lebewesen. Die Pflanzen- und Tierwelt steht in innigem Zusammenhang miteinander, und beide sind in ihren Eigenarten und Besonderheiten bedingt in der Hauptsache von der Beschaffenheit des Erdbodens und von den Witterungsverhältnissen. Das bunte Gewirr in der Pflanzenwelt, das uns auf den ersten Blick zusammenhanglos erscheint, entpuppt sich bei näherer Untersuchung als ein wohlgeordnetes Ganzes, bei dem jedes Pflänzchen just den Platz einnimmt, auf dem es sein muß, um am besten gedeihen zu können. Die Pflanzen bilden Gemeinschaften, sozusagen Pflanzenvereine, in denen immer die gleichen Pflanzenarten vorkommen. Solche Pflanzengemeinschaften zeigen uns Wald und Heide, Ufer und Bruch, Acker und Garten.

In den Wäldern der Gebirge werden wir andere Pflanzen vereint finden als in denen der Ebenen; der lichtvolle Kiefernwald beherbergt viele Pflanzen, die im schattenreichen Buchenwald nicht vorkommen und umgekehrt. Auf den Heiden Nordwestdeutschlands, die einer größeren Luftfeuchtigkeit ausgesetzt sind, ist der Pflanzenverein aus anderen Arten zusammengesetzt als auf den Heiden des Ostens, wo die Luft trocken ist. Die Ränder der Seen und Bäche, Flüsse und Ströme weisen ihre eigenen Pflanzengemeinschaften auf, je nachdem die Höhenlage über dem Meeresspiegel oder der nahrungspendende Untergrund verschieden ist. Bei den Aekern und Gärten sehen wir oft den Einfluß des Menschen. Von den Kulturpflanzen sind manche verwildert und haben sich den natürlichen Pflanzenvereinen angegliedert, wenn die Lebensbedingungen dies zulassen.

Die Tierwelt steht in enger Beziehung zu der Umwelt. Bestimmte Tierarten, nehmen wir Insekten, Amphibien, Reptilien, Vögel oder Säugetiere, sind an bestimmte Bodenverhältnisse und an das Vorhandensein bestimmter Pflanzen gebunden. Die unterirdisch lebenden Tiere werden einen lockeren Boden dem festen Gestein vorziehen; die im Waldesschatten hausenden werden nicht ständig sich auf dem freien Lande aufhalten. Tiere, die ihrer Lebensart nach auf feuchten Boden oder Wasser angewiesen sind, werden wir nicht in trockenen Gegenden finden. Allen diesen Lebenszusammenhängen nachzuspüren, ihre Gesetzmäßigkeit ausfindig zu machen, wird uns manch frohe Wanderstunde verschaffen.

Tief einschneidende Veränderungen im Landschaftsbild und in den Lebensbedingungen der Pflanzen- und Tierwelt werden oftmals durch den Menschen hervorgerufen. Seine Bauten gestalten die Heimat häufig vollkommen anders, und die Bewirtschaftung des Bodens schafft eine ganz veränderte Umwelt für die Lebewesen. Neue Eisenbahnen und Straßen oder Wassertürme und Fabriken ändern die Landschaft oft so, daß sie uns, wenn wir sie zum erstenmal nach der Neuerung durchwandern, fremd gegen früher erscheint. Oder ein Stück Wald wird niedergeschlagen, um neu aufgeforstet oder unter den Pflug genommen zu werden, ein Bruch wird ausgetrocknet und in eine Wiese verwandelt, einem See wird ein neuer Abfluß gegeben; immer sind die Lebensbedingungen für die Lebewesen verändert, und andere Pflanzen- und Tiergemeinschaften stellen sich ein, denen die neuen Verhältnisse zusagen. Je nachdem, ob die Aenderung vor kürzerer oder längerer Zeit vor sich gegangen ist, werden wir beobachten können, wie weit die ursprünglichen Arten verschwunden und neue zugewandert sind.

Unsere Volksgenossen selbst müssen wir genau kennen lernen auf unseren Wanderungen. Alte Lieder und Länze, Sitten und Bräuche werden wir da noch finden, deren Sinn dem Städter, und zumal dem Großstädter, verlorengegangen ist. Er weiß meist nicht mehr, was sie bedeuten, und übt sie, ohne zu wissen warum, wenn er sie überhaupt noch übt. Die schönsten Feiertunden des Wanderns können es werden, wenn man alten Sagen und Mären lauscht, die auf dem Lande, besonders in abgelegenen Dörfern und Siedlungen, sich noch rein erhalten haben. All die sinnigen Volkslieder von den Mühlen, vom

Wald und vom Bach, von der Heimat und ihrer Schönheit, kommen uns so recht zum Bewußtsein auf unseren Wanderungen durch die Heimat.

Und dann dürfen wir auch jener Zeugen nicht vergessen, die uns von den vorgeschichtlichen Menschen erzählen. Gewaltige Hühnergräber oder vereinzelt Urnen, Geräte aus Stein oder Metall, Spuren der Behausungen, sie alle können uns ein wertvoller Führer sein, um die Höhe der Kultur, die körperliche Gewandtheit und geistige Fähigkeit jener Menschen, die unsere Vorfahren waren, zu ermessen. Mit liebevoller Achtung müssen wir jeden Steinsplitter, jede Gefäßscherbe behandeln, die uns von jenen fernen Urwelttagen erzählen.

Haben wir es so gelernt, auf unseren Wanderungen alles, was um uns vorgeht, zu beobachten, so werden wir die Gesetzmäßigkeit im Naturgeschehen begreifen, soweit ein Mensch die Natur überhaupt begreifen kann. Und wir werden es lernen, eine ähnliche Gesetzmäßigkeit auch in der menschlichen Gesellschaft zu erkennen. Das große Entwicklungsgezet, wonach die zusammengesetzteren Formen sich aus einfacheren entwickelt haben, bedingt durch den Rahmen der Anpassung an die Umwelt, durchzieht die ganze Natur, also auch die Welt des Menschen, der ja nur ein Teilchen der Natur ist. Und dessen müssen wir uns immer bewußt bleiben: Wer mit solchen Gedanken wandert, der wird die Natur lieben und sie schonen. Er wird nicht in wildem Uebermut seine Mitgenossen aus dem Reich der Natur beschädigen oder vernichten. Er wird nicht zu denen gehören, die am liebsten alle Blumen austrafen möchten oder gedankenlos sämtlichen Pilzen am Wege mit dem Stocke den Hut abschlagen; gar nicht zu reden von denen, die alle erreichbaren Insekten, Eidechsen usw. als „Ungeziefer“ ansehen, das sie vertilgen müssen. Wenn wir als Naturfreunde durch unsere Heimat wandern, dann werden uns diese arbeitsfreien Stunden zu wahrhaften Feiertunden...

Naturfreund sein kann jeder, der aus dem Schlaf erwacht,

Sich aus dem Stadigewühlte, hinaus in's Freie macht;

Der Berg und Wald lernt lieben, und macht sich's fest zum Schwur,

Für mich gibt es nichts Schön'eres als draußen die Natur.

# Die Bedeutung des Wanderns

Von Rich. Lederer, Schmöln

Eine wirklich revolutionäre Bewegung ist noch niemals untergegangen. (Ferd. Lassalle.)

Unsere Mutter Erde ist überall dem Menschen untertan. Die Menschheit hätte nie die uneingeschränkte Herrschaft an sich gebracht, wenn sie von ihren frühesten Anfängen an nicht die ungeheueren Abstände zwischen den einzelnen Völkerschaften überbrückt hätte. In unserem Jahrhundert geschieht dasselbe durch die Dampfmaschine, Elektrizität und das Buch, während in den vorhergehenden Jahrhunderten die Menschheit zu dem Wanderstab griff. Werfen wir in der Geschichte einen Blick rückwärts, so sehen wir, daß ganze Völker auf Wanderschaft gingen. Wenn auch diese Völkerschaften nur das Wandern pflegten, um Einfälle in fremdes, besiedeltes Gebiet zu unternehmen. Die Wanderung der Hunnen war dem Drang entsprungen, bessere Weidplätze zu finden als ihre eigenen, ausgebeuteten, während die Germanen Uebervölkerung zum Wandern trieb. Betrachten wir die Kreuzzüge, dieselben waren der imperialistischen Eroberungssucht des Papsttums entsprungen.

Haben diese Völkerwanderungen auf der einen Seite vernichtend gewirkt, so doch wiederum revolutionär, umwälzend. Die wandernden Völkerschaften haben Kulturwerte geschaffen, denn sie haben die jahrhundertalten Erfahrungen der sich ganz fremden Völker zum Austausch gebracht. Die Kriegsgefangenen, die als Sklaven in den Stamm und das Volk des Sieges aufgenommen wurden, kannten fremde Sitten und Gebräuche und übertrugen dieselben auf die anderen Völkerschaften mit — nur durch diesen Austausch der Erfahrungen war ein Aufstieg einzelner Völker und der ganzen Menschheit möglich. Diese Tatsache finden wir in der Kulturgeschichte bestätigt: Jene Völker, die die größten Wanderungen durchgemacht haben, waren die kulturell am höchsten stehenden und haben für die Entwicklung der Kultur und der Menschheit die meisten Werte geschaffen. Die Völkerwanderungen mußten freilich ihr Ende finden. Mit der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft zum Staat auf feudaler Grundlage wurden die Menschen, als Völker, sesshaft, doch das Bedürfnis des Wanderns blieb und wurde ihm auch Rechnung getragen. Die Völkerwanderungen wurden abgelöst von dem Wandern des einzelnen, von dem Wandern des Minnesängers und des Handwerks-

gesellen. Viele Menschenalter hindurch waren dies die einzigen Träger und Verbreiter neuer Ideen.

Im ganz besonderen der Handwerksgefelle. Nach vollendeter Lehrzeit wurde das Ränzgel geschnürt, nahm eine Fülle Nachrichten aus seiner Vaterstadt in die Fremde mit; überall, wo er hinzog, bekam er neue Aufträge, hatte selbst Neues neu erlebt und gelernt und konnte mit seinen Erfahrungen in das Weltenrad eingreifend helfen. In der Regel war es so, daß er mehrere Jahre seiner Heimat fern blieb; denn in den meisten Handwerken war es so, daß er erst wandern mußte, ehe er die Stufe vom Gesellen zum Meister vollenden konnte. Nach seiner Rückkehr war der Handwerker ein geachteter und gesuchter Mann. Also man mußte wandern, um zu lernen. Aber die Gesellen taten das mit freudigem Herzen, denn jeder wollte sein Bestes leisten, jeder die beste Arbeit seines Berufes liefern und dazu mußte er seine Kenntnisse erweitern.

Aber im Laufe der Zeit bekam das Wandern der Handwerksgefellen noch einen ganz anderen — revolutionären — Charakter.

Als die Entwicklung der Wirtschaft die Formen des Tauschverkehrs und der Märkte annahm, wurde dem Meister Gelegenheit gegeben, seine Arbeitsprodukte nicht mehr nur innerhalb der Stadt anzubringen, sondern weitere Absatzmärkte zu finden, wodurch das Arbeitsprodukt dem Meister immerhin einen größeren Gewinn brachte. Wenn auch nicht in Form von Geld, so doch in seltenen Produkten, die man nicht in der eigenen Stadt herstellte. Hier begann beim Gesellen allmählich die Erkenntnis der Tatsachen zu dämmern, was es heißt, nicht Besitzer der Produktionsmittel zu sein. Durch diese Entwicklung wurde der Geselle Ausbeutungsobjekt, denn der Sinn des Meisters war nur auf das Ziel hingeworfen, möglichst im eigenen Profitinteresse viel Waren herzustellen, um andere dafür einzutauschen. Das ganze Leben des Handwerks erfuhr eine Umwälzung, das familiäre Verhältnis, in denen sich vorher Meister und Geselle befanden, löste sich auf, und es entstanden die ersten Differenzen zwischen Meisterinnung und Gesellenschenke. Durch diese Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse kam es zu Zwischen-

fällen. Die Gesellen legten die Arbeit nieder — in derselben Stadt fanden sie keine —, wanderten aus. Ueberall, wo sie hinkamen, erzählten sie davon, warnten vor dem Zuwandern, und die Folge war, daß in der Stadt oft jahrelang die Gesellen keine Arbeit leisteten, daß alle Wanderburschen um die Stadt herumzogen und die Meister gezwungen waren — sollte das Handwerk nicht zugrunde gehen —, nachzugeben. Die Gesellen brauchten das Wandern nicht zu scheuen, denn das Wandergesicht war ihnen sicher. So war das Wandern eine soziale Waffe geworden, die ihre Vollendung aber erst in der heutigen Gewerkschaftsbewegung gefunden hat.

Doch auch diese Bedeutung des Wanderns hatte sein Ende erreicht. Auf dem Gebiete der Entwicklung kamen große Umwälzungen vor. Der Buchdruck kam, mit ihm die Zeitung, dann die Dampfmaschine, der Telegraph — der wandernde Handwerksgehilfe kam mit seinen Nachrichten zu spät. Der Kapitalismus hielt seinen Einzug, mit seinem Kommen verschwand der Meister, die Kunst; kurze große Revolutionen bereiteten der handwerksmäßigen Erzeugung ein Ende, der Handwerksgehilfe wurde überflüssig und mit ihm das Wandern.

Die Tatsache steht also fest, die soziale Bedeutung des Wanderns ist verlorengegangen, aber eine andere Bedeutung ist uns Menschen des 20. Jahrhunderts geblieben, nämlich die seiner Schönheit und besonders für die arbeitenden Massen. Der Proletarier, der den Wert des Wanderns erkannt hat, stählt vor allem seinen Körper und schafft sich damit die Gewähr, recht lange in den Reihen seiner Klassengenossen mitkämpfen zu können. Wenn wir gemeinsam wandern, lernen wir draußen im Freien den Menschen besser kennen, wir werden einander näherkommen und im praktischen Lebenskampf besser und verständnisvoller Schulter an Schulter das Glück der Menschheit im harten Kampf erringen. Der Proletarier, der wandert, gewöhnt sein Auge an die Schönheiten der Natur, er wird überall und immer nur das Schönste aufnehmen wollen und danach verlangen und so erst die Gesellschaft hassen lernen, die ihm all das Schöne vorenthält. Das ist das revolutionäre Moment, das auch heute noch im Wandern liegt. Deshalb müssen wir proletarischen Menschen wandern, so oft wir eine freie Stunde haben.

Wandern heißt revolutionär, heißt vor allem jung sein und Freude haben an der Schönheit der Welt. Die Welt ist schön, nur die Menschen haben sie schlecht gemacht, und nur aus

dieser Schönheit und Größe der Natur können wir nur immer wieder die Kräfte holen, die wir brauchen, um unseren großen Befreiungskampf zu Ende zu führen, denn als Naturfreunde erfüllen wir im proletarischen Kampfe eine Teilaufgabe. Wer nie die Natur gesehen hat, wer sie nie belauscht hat, wer die Welt nur so ein „bißchen“ kennt, wird nie ein vollwertiger Mitkämpfer in unseren Reihen sein, denn er weiß nichts von der Schönheit, er weiß nichts von den großen Revolutionen, die uns täglich und stündlich umgeben.

Einmal war das Wandern eine revolutionäre Waffe gegen die Herrschenden — machen wir es wieder dazu — und wir werden unsere Aufgabe im Befreiungskampfe der arbeitenden Klassen erfüllen.



## Am See

Von ferne leuchtet still der Firn,  
Wie ein Gebet vom Himmel nieder,  
Doch stiller strahlt um deine Stirn,  
Ein gold'ner Schein verträumter Lieder.  
Der blaue Himmelsfrieden steigt  
Hinab zum See mit leisem Beben.  
Die Flut erzittert leicht —, und schweigt  
Im sel'gen, schmerzlichem Ergeben.  
So, wie der See den Himmel liebt,  
Soll deine Seele mich umschlingen,  
Und wie die Flut sich selig gibt,  
Sollst du dich mir entgegenbringen.

Hans Lorbeer, Pflesterich

# Unsere Bildungsarbeit

Von Carl Nagel jun., Dessau (Anh.)

Eine Bewegung, die sich Kulturbewegung nennt, muß, wenn sie ihre Aufgabe erfüllen will, Bildungsarbeit leisten. Wir Naturfreunde wollen eine Kulturbewegung sein. Wir müssen also Bildungsarbeit leisten. Darüber sind wir uns ja auch innerhalb unserer Bewegung klar und einig. Für ernste, gründliche Genossen, die es treu meinen mit unserer Bewegung und ihren Aufgaben, wirft sich da ganz von selbst die Frage auf: Wie haben wir unsere Bildungsarbeit zu leisten? oder: In welchen Bahnen hat sie sich zu bewegen? Es ist selbstverständlich, daß die Frage verschieden beantwortet werden kann. Und diese unterschiedliche Meinung ist in. E. gar kein Fehler. Sie ist vielleicht sogar ein kleiner Vorteil, denn einmal zeigt sie das Bestreben-Wollen am Vorwärtskommen unserer Bewegung, und zum andern führt die Diskussion darüber in der Regel zu etwas Positivem, zu einem positivem Erfolg für die ganze Bewegung. Und so groß, daß die Gegensätze in diesem Falle nicht überbrückt werden können, sind sie nicht und können sie auch gar nicht sein. Ich sprach von unterschiedlicher Meinung. Daß diese besteht in dieser Frage, beweist mir von neuem der Aufsatz des Gen. Madlung-Erfurt. Unterschiedliche Meinung kann nun entstehen bei durchaus logisch und konsequent denkenden Genossen, weil sie verschieden „eingestellt“ sind. Diese „Einstellung“ kann die verschiedensten Ursachen haben, die aber meistens in ihrer Umgebung, in den Verhältnissen, unter denen diese Genossen leben, zu suchen und zu finden sind (materialistische Geschichtsauffassung). Unterschiedlicher Meinung sind aber auch diejenigen, die schon von den einfachsten Ausdrücken, Grundformen, über deren Bedeutung und Auslegung man sich durchaus klar ist, eine schiefe, um nicht zu sagen falsche, unmögliche Auffassung haben. Auf erstere bezieht sich das, was ich oben gesagt habe, auf letztere nicht. Erstere leisten Bildungsarbeit, an letzteren muß sie geleistet werden. Ich kann nicht umhin zu sagen, daß ich den Gen. Madlung nicht zu den ersteren zählen kann. Sein Aufsatz sagt mir, daß er mit dem Begriff „bürgerlich“ nichts Rechtes anzufangen weiß. Bürgerlich ist die Vertretung des Individualitätsprinzips, sozialistisch (ich bitte das nicht zu verwechseln mit sozialdemokratisch) ist die Vertretung des Gemeinschaftsprinzips. Auf unsern Spezialfall über-

tragen: bürgerlich ist Bildung für einzelne, die's bezahlen können und soviel Bildung für die andern, daß wir an ihnen verdienen; sozialistisch ist: gute, wirkliche Bildung für alle. Auf die Formen kommt es hier weniger an. Die Methoden, die uns das ermöglichen, werden uns von der Entwicklung, den Verhältnissen vorgeschrieben. Es ist falsch zu sagen: „Bürgerliche Bildungsarbeit erstrebt eine Wissensvermittlung zur Erziehung tüchtiger und brauchbarer Staatsbürger“. Man müßte denn die Bildungsarbeit, die in Sowjet-Rußland geleistet wird, auch eine bürgerliche nennen, denn die wollen schließlich auch tüchtige und brauchbare Staatsbürger (hierauf liegt doch wohl das Hauptgewicht) erziehen. Ich würde, auch wenn man das tun würde, diese Bildungsarbeit nicht bürgerlich nennen. Denn das tut jeder Staat, und muß jeder Staat tun (auch wir in unserem Idealstaat werden das tun müssen) aus Selbsterhaltungstrieb. Bürgerlich ist es erst dann, wenn der Ertrag dieser Bildungsarbeit nur einzelnen und nicht der Gesamtheit zugute kommt. Es ist auch nicht richtig, zu sagen, wir müssen von dem System bürgerlicher Bildungsarbeit abkommen, ohne in ein von diesem System nur inhaltlich unterschiedenes System proletarischer Bildungsarbeit zu verfallen.“ Das ist schon sachlich nicht richtig, bzw. wird nie eintreten, denn bürgerlich ist, wie ich schon gesagt: wirkliche Bildung für einzelne, beschränkte Bildung für die anderen, sozialistisch (proletarisch trifft nicht den Kern, auch die Indifferenten wollen proletarisch reden und handeln) dagegen: Bildung für alle. Und die Bildungsarbeit würde in demselben System schon verschieden ausfallen, je nachdem die Bildungsvermittler orientiert sind. Ich meine also, nicht auf die Formen, das Äußere kommt es in der Hauptsache an, sondern auf den Geist, der eine Sache befeelt. Und wenn dann Madlung weiter meint: „... wir müssen ein neues System befolgen, das keinen Klassencharakter hat“, sondern „aus der Stufe der Klassenerziehung in die Stufe der Menschbildung“ kommen, so kann ich ihm da unter keinen Umständen beipflichten. Jedes System wird eben im heutigen Klassenstaat einen Klassencharakter haben. Und wir wollen und müssen eben gerade die Menschen zu Klassenmenschen erziehen, zu Mitgliedern dieser einen Klasse, die es in unserm Zukunftsstaat geben

wird. Und da wird und kann es nur eine Klasse geben, die man meinetwegen auch Mensch nennen kann. Dazu brauchen wir Genossen, die ihre geistige Lösung vollzogen haben, die abgerechnet haben mit dem Individualitätsprinzip und Anhänger des Gemeinschaftsprinzips geworden sind, und die in der Lage sind, uns feste Begriffe und eine feste Gedankenrichtung, die eben zu diesem Ziel hinstrebt, zu vermitteln. Das bedingt ganz und gar nicht, daß wir von heute auf morgen mit dem System, der Form, in der das geschehen soll, brechen. Dieses System hängt von den Verhältnissen ab und mit den Verhältnissen ändert sich das System. Wir müssen also, wenn wir das System ändern wollen, die Verhältnisse zu ändern suchen. Das können wir wenig, fast gar nicht innerhalb der Naturfreunde-Bewegung. Dazu sind nur die politischen Parteien und die Gewerkschaften in der Lage. Und damit komme ich nun zu der Antwort, die ich gebe auf die Frage: Wie haben wir unsere Bildungsarbeit zu leisten? Nicht Selbstzweck sind wir, sondern Mittel zum Zweck, Mittel zu dem Zwecke, den proletarischen Parteien aus den Reihen ihrer Geg-

ner (dazu gehören auch die Indifferenten) neue Mitkämpfer zuzuführen. Genau so, wie uns der Volkstanz nicht Endzweck, sondern Mittel zum Zweck, zu dem Zweck ist, uns neue Mitglieder zu verschaffen, gewissermaßen unsere Propagandamöglichkeit, so sind wir und die ganze andere Arbeiterpartei Mittel zu dem Zweck, die Gegner den Ideen der proletarischen Parteien zuzuführen, und bei denjenigen, wo das schon erreicht ist, diese Ideen fester zu verankern. Wer die Entstehung und Entwicklung der Arbeiterpartei kennt, kann mir nicht unrecht geben. In diesem Sinne muß zunächst einmal unsere Bildungsarbeit geleistet werden. Das ist die Pflicht der Tochter gegen ihre Mutter. Auf die Formen, in denen das geschieht, kommt es hier blutwenig an. Die Hauptsache ist, daß es geschieht und in ausreichendem Maße geschieht. Es ist das eine riesengroße Aufgabe, die uns da er- steht, und die ein sehr großes Geschick, namentlich jetzt bei der Zersplitterung der Arbeiterklasse, erfordert. Diese Aufgabe muß aber gelöst werden und zu diesem Zweck:

Alle Mann auf ihren Posten!

## Zeugen der Eiszeit

Von Edwin Schneider, Weimar

Warum in die Ferne schweifen . . .

Von der Weimarer N.-F.-Hütte im Ettersberg hat man über eine junge Fichtenschonung einen hübschen Fernblick nach der „Hohen Finne“. Dieser Höhenzug und unser Ettersberg schließen eine ausgedehnte fruchtbare Keupermulde ein. Bei einstündiger Wanderung von unserem Standort aus erreichen wir in nördlicher Richtung eine durch eine Sandgrube erkenntliche Bodenwelle, den Fuchshügel bei Namsla. Schon unterwegs erregen einige große Steinblöcke (Diorite) unser Interesse. Es sind eratische Blöcke, Irblöcke, Findlinge, die innerhalb einer gewissen Grenze noch spärlich zu finden sind, wohl hier und da zu Denkmalszwecken Verwendung gefunden haben, zum größten Teil leider zu Schottern und anderem Baumaterial vernichtet worden sind. Sie dürfen allerdings nicht mit den sogenannten Braunkohlenquarziten verwechselt werden, welche ebenfalls über ganz Thüringen zerstreut liegen und an der gelblichbraunen bis rötlichen Politur, dem Wüstenlack, erkenntlich sind.

Ursprung und Entstehung dieser Quarzite ist ein ganz anderer, ist die Braunkohlenzeit. Es sind Heimatkinder und man findet sie an Zahl und

Größe ganz besonders im Waldecker Tal bei Bürgel (Waldecker Wacken). Die Findlinge aber sind Zeugen jener gewaltigen Periode, die als Eiszeit bekannt ist und während welcher mit mehrmaliger mehrtausendjähriger Unterbrechung, den Zwischeneiszeiten, tausend Meter mächtige Eismassen von den Gebirgen Schweden-Norwegens bis in unsere Gegend als Gletscher vorgeschoben wurden. Nur einmal, und zwar in der zweiten, der Haupteiszeit, wurde Thüringen vom Eise überflutet. Diese Grenze ist für unser Gebiet ungefähr durch die Orte Gotha, Erfurt, Weimar, Jena, Gera, Ronneburg gekennzeichnet. Nördlich dieser Grenze findet sich nun all das Material, welches die Gletscher von ihrem Ausgangsort und auf dem Wege eingebettet und verfrachtet haben, und das sich beim Abschmelzen des Eises niederschlug. Vor allem sind es Feuersteine, die diese Grenze bezeichnen. Feuersteine, die sich in der Kreidezeit gebildet haben und in dem damals weniger tiefen Ostseegebiete sich fanden. Ihre Entstehung bewirkten wahrscheinlich massenhafte, Kieselgur ablagernde Lebewesen. Und diese Substanz heftete sich gern an Fremd-

Körper, weshalb man oft Einschlüsse aller Art im Feuerstein findet. Es mag auch ferner hierbei erwähnt werden, daß der Feuerstein ein vorzügliches und vielfach verwendetes Werkzeugmaterial des altsteinzeitlichen Vormenschen war.

Unser Fuchshügel nun ist der Rest einer Grundmoräne, fast der einzigen in ganz Thüringen, welchen jene Gletscher beim Zurückweichen hinterlassen haben. Die Struktur des Aufschlusses zeigt uns — nach dem mechanischen Vorgang des Schüttelns und Schiebens — zu unterst einen fein zermürbten hellen Sand und zu oberst größeres Material, in welches ebenfalls, unter vielen anderem, die erwähnten Feuersteine massenhaft eingeschlossen sind. Wir zerschlagen einige umherliegende gerollte Gesteinsbrocken und be-

wundern die herrliche Struktur dieser Granite, Porphyre, Gneise usw., die wir als solche erkennen und die das Aufbaumaterial der nordischen Gebirge gebildet haben und noch heute bilden.

Noch eine weitere allgemeine Erscheinung, die die Eiszeit dem Landschaftsbild eingeprägt hat, und an der wohl die meisten achtlos vorübergehen, sind die zahlreichen Terrassenteste in den Tälern und an den Hängen. Selbst in den entlegensten und unscheinbarsten Minnsalen und Schluchten sind sie oft wahrzunehmen und zeigen uns den Weg uralter Flußläufe. Wir wollen das nächste Mal ein interessantes Beispiel eines solch alten Flußlaufes in Süßenborn bei Weimar aufsuchen.

## Pflanzen und Tiere 50 Meter unter Tage

Von Mich. Rost, Zeitz

Wenn man als Naturfreund im Bergbau beschäftigt ist, so hat man einen feinen Sinn für alles, was um uns lebt.

Manchem Genossen wird schon einmal die Frage eingefallen sein, wie tief unter der Erde noch Lebewesen vorkommen können. Diese Frage zu beantworten, soll heute meine Aufgabe sein.

Wir befinden uns 48, Stellenweise sogar 64 Meter unter der Erdoberfläche. Nach der Einfahrt begleitet uns auf unserer Wanderung noch einige 100 Meter weit das gewohnte elektrische Licht. Wärme, feuchte Luft kommt uns entgegen, und ab und zu fliegt uns etwas ins Gesicht, in die Augen. Wir müssen hier die ersten Lebewesen begrüßen. Denn es sind kleine, in großer Anzahl vorhandene Stechmücken und Fliegen. Nach meiner Feststellung befinden sich diese Insekten nur als Gäste hier. Die dumpf-fäulnischwangere Luft, welche dem Förder- oder Luftschachte entströmt, zieht sie an und sie kommen durch denselben in die unterirdischen Stollen, um hier entweder zu überwintern, Eier abzusetzen oder sie befinden sich auf der Nahrungssuche. Je weiter wir uns vom Förderschachte entfernen und die elektrische Beleuchtung verschwunden ist, desto seltener treffen wir diese Insekten noch an. In der Nähe eines Abortkübels, welche in einigen stillen Winkeln aufgestellt sind, bemerken wir noch die schwarze und blaue Schmeißfliege, welche wahrscheinlich als Eier mit den Kübeln herunterkommen. Wenn man Glück hat, was übrigens sehr selten bei

uns vorkommt, so kann man hier auch Ratten sehen, denn diese halten sich nur in dieser Nähe auf, „aus Nahrungsforgen“. Ratten und Mäuse, soweit solche vorkommen, sehen genau so aus wie ihre Geschwister am Sonnenlicht. Auch sehen sie uns mit ihren schwarzen Augenlein verwundert an, wenn wir ihnen begegnen. Also eine generationenlange Lebensdauer können diese Tiere hier unten nicht durchmachen, sonst müßten sie erstens einmal wegen der Dunkelheit blind sein und auch ein anderes, schwarzes Haarkleid haben.

Außer einigen kleinen Käferarten und den eben geschilderten sind mir keine Tiere begegnet.

Wie sehen nun die Pflanzen aus? Nun! Was kann wohl im dunkeln Schoß der Erde noch gedeihen als Pilze. Fäulnispilzen in allen Farben, Formen und Arten sind hier, in dieser feuchten und übernormalwarmen Luft, gute Daseinsmöglichkeiten geboten. Neben ihnen kommt noch eine Flechtenart vor, welche alles Trockene, in geeigneter Temperatur, mit einem dichten Pelz in Grau kleidet. Holz und Kohle, sogar auch Mauerwerk wird von ihr befallen und überzogen. Von Schwarz über Blau-braun bis zum blendenden Weiß. Von 1 Millimeter bis zu 40 Zentimeter lang stehen und hängen uns die nassen Pilze entgegen. Besonders furchtbar mutete mich das erstemal eine Stelle in der Nähe des großen Ventilators an. Hier, wo durch die frische Luft, welche derselbe durch die Stollen treibt, es besonders naß war, da blendete mir ein langer vom Luftzuge bewegter Bart entgegen. Im



Scheine meiner Karbidlampe leuchtete er schloßweiß, mit funkelnden Tauperlen besetzt. Wunderbar anzusehen für einen Naturfreund im tiefen eintönigen Kohlschachte, wo alles schwarz und mit giftigen Grubengasen angefüllt ist. Ich nahm diesen Bart ab, drückte ihn in der Hand zusammen und preßte wohl einen halben Liter reines destilliertes Wasser heraus. Je weiter wir nun der Frischluft den Rücken kehren, desto weniger wird auch die unterirdische Flora, denn auch

diese genügsamen Pilze brauchen zu ihrem Gedeihen Wasser und Sauerstoff. Mit dem Verdichten der Grubengase hört auch dieses Leben auf.

Wer kann nun erzählen, ob diese Pflanzen noch tiefer, vielleicht im Steinkohlenbergbau bei 1000 Meter auch anzutreffen sind? Und gibt es im Salz- und Erzbergbau auch Lebewesen?

Dem Beantworter dieser Fragen schon heute meinen herzgl. Dank.

## Pfingstfabrt \*)

Von Hans Lorbeer, Piesteritz

Das Pfingstfest ist lange vorüber . . . und es lohnt sich seiner still zu gedenken!

Das Pfingstfest ist ein heiliges Fest, welches von dem frommen Christen mit Blumenraub, Baumfrevel und Naturschändung eingeleitet wird. Von Geburt an interessiert sich der gesittete Bürger (leider auch ein großer Teil der Proletarier: doch die Sache ist begründet) wenig für die Natur, — er pflegt lieber seinen alten Zopf lächerlicher Engstirnigkeit und liebt im allgemeinen ein trauliches „zuhausebleibendes“ Familienleben.

Aber Pfingsten ist das Fest des Wanderns, und da macht man mal mit, — und überschwärmt die Landschaft, — — — Wald, Feld und Heide wie eine Heuschreckenplage, entwurzelt Bäume, knickt Blumen und singt — — — „Wanderlieder“ (Bananenschlager).

Da graut dem Vögelein in den Zweigen — — !  
Apollensberg!

Aus sanfter Ebene ausgeborn und in die blaue Luft geschwellt. Das Haupt in Seligkeit verloren, schaut weit hinaus in alle Welt. — —

Kornfelder wogen zu seinem Fuße hinan. Am Hange blühen Heckenrosen und Holunder, und aus dem Grase schauen lieblich und duftend roter Klee, Glockenblumen, Weizen, Gänseblümchen und Arnika hervor.

Die Kiefern träumen verloren und die einsame Pappel schweigt still zum blauen Himmel hinauf.

Junge Birken stehen am Wege, der am Fuße des Berges sich entlang streckt, — wie ein grüner, frischer Strauß muten sie an.

So war's noch vor Tagen!

Doch jetzt? — — — ragen die toten, leeren Stämme, der Krone beraubt, anklagend zum Himmel hinauf.

Rohe Hände haben ihnen die Schönheit gestohlen, haben sie geknickt, zertreten, beschmutzt!

Berschmähte, — vertrocknete Zweige bedecken den zerstampften Rasen, — — — ach, alles wie tot — — —!

Das waren die Bestien in Menschengestalt, — die Pfingsten feiern bei Fusel und Tabakqualm. Heil uns, — — — unzählig sind die Freunde der Natur.

Die Landstraße ist übersät mit Wagen, Autos, Radlern, „Wanderern“ und Blumenleichen!

Im Chausseeegraben lag ein Strauß Kornblumen, — eine Handvoll, — sie waren schon tot. —

Und freundliche Grüße erhellten unsere Herzen: „Ungefittetes Pack, — geht barfuß — — !  
Hurengeellschaft — — !

Na, — ihr Dreckschweine?!!

Das sind die richtigen Laufesjungen.“

Da verstummt unser Lied, — ehrfürchtig verflingen die Saiten unserer Gitarre und die Mädels bekommen bleiche Stirnen.

Das wirft uns zurück, — nicht feige, aber von Ekel ergriffen, — seitwärts hinein in den Wald!

Und es ist, wie wenn die Blumenseelechen hinter uns her weinen.

Am Strande der Elbe ist's einsam und schön. Die gelbe Sandbank leuchtet in der Sonne und Möven streichen schreiend vorüber. Hoch oben im blauen Himmel kreist schweigend der Stöber. Segler ziehet lautlos vorüber und vom nahen Walde schwingt sich das Flüstern der Eichen im Winde zu uns herüber.

Da sind wir geborgen und werfen uns nieder

\*) Anm. d. Schriftl.: Da die vorhergehenden Blätter von Ortgruppen ausgestattet wurden, erscheint dieser Artikel verspätet erst jetzt in der ersten freien Nummer.

und kleiden uns aus, — geben uns ganz —  
der Sonne — —!

Weiche Wolken segeln über das Land dahin  
und entschweben den Blicken im weißen Horizonte.

Da schwinden die Stunden im seligen Träumen,  
im Schauen und Denken, im Glauben  
und Wissen, — — — im Stärken zum Kampf.

Und der Abend kommt, mit dem Sonnen-  
golde, mit blutigem, feurigem Rot im Westen.

Da hebt es uns auf, sanft und zärtlich, —  
und wir schreiten über Waldwege — dem Lager

zu, — wie die müden Rehe das schützende Dickicht  
suchen — —! Und die Sonne versinkt still  
und schweigend, — Finsternis bleibt, — doch  
im Herzen ist Licht, — Licht der Idee, — eines  
himmelerstürmenden Ideals. Da treten die  
Sterne am Himmel hervor, leuchtend und leise  
— und die Nacht — legt ihre weichwallenden  
Schleier auf unsere durstigen Seelen.

Harmonisches Echo des Tages klingt an — —  
und Herzen schlagen in jungen Brüsten den  
rhythmischen Schritt der Zeit!

## Mit proletarischem „Berg frei!“

Von Erich Selfert, Suhl

Es sollte sich niemand einbilden, daß es in  
unserer Bewegung keine Ueberspanntheiten gäbe.  
Gar zu oft und zu gern versuchen die Menschen  
mehr zu scheinen, als sie sind. Warum sollten  
viele unserer Freunde anders sein? Es ist doch  
wirklich in der Welt bequem eingerichtet, daß man  
nach außenhin leicht eine imposante Wirkung von  
sich ausstrahlen lassen kann. Von der Bekleidung  
und die dazugehörige Brustbepflasterung mit mög-  
lichst viel Blechstücken will ich diesmal nicht  
reden. Aber eines der wichtigsten Kennzeichen  
der Gattung Mensch, das Instrument, mit wel-  
chem von vielen ihre einzige Kulturarbeit geleistet  
wird: das Rundwerk, möchte ich einer kleinen  
Kritik unterziehen.

Man kann oft die Beobachtung machen, daß  
einer, der seiner Sache gewiß ist, daß einer, der  
etwas in seinem Innersten verstanden und be-  
griffen hat, nach außenhin absolut wenig Auf-  
hebens davon macht, denn — was man ist,  
das braucht man nicht zu scheinen.

Heft 3/4 des Wiener Naturfreundes bringt  
eine Notiz, wie Walter Flaig unseren schönen  
Wandergruß herabwürdigt. Man bringe Politik  
in die Wanderei, wird an anderer Stelle gesagt.  
O nein, die Sache ist anders: der politisch den-  
kende Arbeiter wandert, und da aus den kapi-  
talistischen Zuständen die sozialistische Welt-  
anschauung einfach herauswuchs, muß es eben  
jedermann hinnehmen, daß der Arbeiter  
auch beim Wandern seine soziale  
Lage nicht vergißt und nicht vergessen kann.  
Darum sagen wir Berg frei — weil wir nichts

als Proleten sind. Wir können doch nie mit  
denen, die uns im Alltag alle Rechte voren-  
halten, gemeinsamen Idealen huldigen. Unser  
Gruß kommt aus Proletarierherzen,  
die von Gipfel- und Sonnensehnsucht erfüllt sind.  
Weshalb nun von manchen ein besonderes „prole-  
tarisches“ Berg frei? — Gibt es zweierlei Natur-  
freunde und sind die „proletarischen“ edler und  
besser? — Das wäre die einzig richtige Er-  
klärung, die möglich ist, — aber sie stimmt  
nicht mit der Wirklichkeit überein. Meiner An-  
sicht nach kann der Beweis geliefert werden, daß  
diejenigen, die unserem Gruß noch eine besondere  
Dekoration anhängen, durchaus keine eif-  
rigeren Mitarbeiter in der Arbeiter-  
wanderbewegung sind als die anderen.

Was aber die Ausdrucksweise „mit proletari-  
schem Berg frei“ in bezug auf das innere Er-  
fassen und Erleben unserer Sache bedeutet, dafür  
das Gleichnis von der „runden“  
Kugel.

Nachdem man im letzten Geometrieunterricht  
die Kugel besprochen hat, fragt der Lehrer, eine  
solche in die Höhe zeigend, die Schüler: Was ist  
das? — Darauf antwortet der erste: Das ist  
eine Kugel. Der zweite, der es stets besser  
machen will, sagt aber: Das ist eine runde  
Kugel. — Der Lehrer besinnt sich einen Augen-  
blick und spricht dann zu dem zweiten: Junge,  
deine Antwort besagt viel — über dich selbst.  
Du hast entweder noch nicht begriffen, was  
„rund“ ist, oder du hast schließlich auch noch  
nicht begriffen, was eine „Kugel“ ist.

## In Halle ohne Führer

Von Elfriede Schaepe, Halle

Wir sind in Halle a. S. Heller Sonnenschein flutet uns begrüßend auf dem Bahnhofsvorplatz entgegen. — Das staubige Durcheinander der dämmerigen Bahnhofshalle noch in den Gliedern, sind wir ob des strahlenden Empfanges für den Augenblick schier wie geblendet. Aber bald löst sich die Spannung. —

„Wo wir uns der Sonne freuen, sind wir jede Sorge los,

Daß wir uns in ihr zerstreuen, darum ist die Welt so groß!“

An eine Großstadt wie Halle hat Goethe bei diesen Versen wohl gerade nicht gedacht. — Doch für uns ist sie für die nächsten zwei Stunden ein Stück Welt — teilweise unbekanntes sogar. — Also los, auf Entdeckungseisen!

Nicht geradeswegs, auch nicht rechts, sondern haarscharf links um die Ecke herum wälzt sich der Hauptverkehrsstrom und zieht uns mit bis zum Riebeckplatz. Weiter wollen wir uns vorläufig nicht mitreißen lassen, erblicken links — hinter einem schmucken Häuschen, dessen Uhren uns mehr interessieren wie sein süßer Inhalt — eine winzige „grüne Dase“ und flüchten zunächst dahin. Sogar Bänke fanden da noch Platz, und — was ist dahinter auf kleinem Rasenhügel im Grün fast versteckt? — Eine alte steinerne Betsäule bringt uns hier mitten im Großstadttreiben des 20. — Grüße aus dem 15. Jahrhundert! — Wie mag damals das Fleckchen Erde hier vor uns wohl ausgeschaut haben. — Da, wo jetzt Großstadtleben durch die Leipziger Straße nach und von dem Stadttinnertosen pulsirt, schlängelte sich, leise murmelnd, ein Bach dem Stadtgraben zu. (Zehnte und Neue Promenade.) — Der Riebeckplatz liegt bedeutend höher als das Weichbild der Stadt. Man konnte also damals sicher, als an die hohen Geschäftshäuser der Leipziger Straße noch nicht zu denken war, von hier „draußen vor den Toren“ aus die Stadt mit ihren charakteristischen fünf Türmen vor sich liegen sehen. Heute können wir dagegen von derselben Stelle aus noch nicht einmal den nur 7 Minuten entfernt stehenden riesigen Wachturm der alten Stadtumwallung, den sog. Leipziger Turm, erblicken. — Nur in stiller Morgenstunde, wie uns ein mit Halle schon etwas näher bekannter Wanderfreund mitteilt, dringt sein Turmuhrerglockenschlag hier herauf zu seiner Zeitgenossin, der Betsäule, die, wie

er, mitten in das dichteste Großstadterwühl geraten ist.

Jedoch, wir wollen mit letzterem so wenig als irgend möglich zu tun haben. — Wir halten Umschau, fünf Verkehrsadern zweigen von dem Riebeckplatz ab. Die uns gegenüberliegende Straße ist im Gegensatz zu den anderen beinahe einsam zu nennen. — Also schnell hinüber. Wir werfen noch einen Blick auf die schönen Anlagen, neben denen links die Haltestelle der Fernbahn Halle-Merseburg (Elektrische) ist, und schon sind wir in der Francke-Straße gelandet. Sie führt uns an Handelskammer, Stadtschützenhaus und Königsplatz vorbei bis zum Telegraphenamt. Wir bleiben stehen. Die Richtung, die jetzt die Straßenbahn einschlägt, interessiert uns vorläufig gar nicht, das gegenüberliegende Reichsbankgebäude noch weniger. So wenden wir uns nach links und sehen erstaunt, wie sich neben letzterem eine auffallend hohe Mauer, wie solche bei Gefängnisbauten üblich ist, drohend erhebt und weiter nach links hinzieht, neben ihr ein Fußweg und die Hinterfront der Niemeyer-Straße. — Wir fragen einen uns anstauenden kleinen Hallenser, was das wohl für ein Weg sei. „Das is de Schlibbe,“ erwidert er prompt. — Nun denn, „schlüpfen wir durch die Schlibbe!“ So düster, wie er uns zuerst schien, ist dieser Weg gar nicht. Riesige Baumkronen überragen das Menschenwerk, die Mauer, und bilden, mit dem Grün der Hausgärten zur Linken vereint, ein lustiges Blätterdach über uns. — Doch lange dauert das Idyll nicht. Schon hören wir wieder Straßenbahngebimmel. An der Stelle, wo unser Wegweiser, die scheinbare Gefängnismauer, eine Ecke bildet, lesen wir: Lindenstraße. — Gegenüber fährt die Südstraße bergauf zur Johanniskirche. Dahinter ragende rauchende Schloten künden die Fabrik- und Arbeiterviertel von Halle an, wo sicher die meisten unserer hallischen Genossen an der Werkbank stehen, manche vielleicht auch zur Stunde noch. — Wir wenden uns nach rechts. Die rote Backsteinmauer nimmt hier zunächst schier unheimliche Höhe an. — Bergab unter Lindenbäumen weitergehend, hängt jeder von uns seinen eigenen Gedanken über das Arbeitsgebiet Halle nach. — Ein Kreiseln der Straßenbahn, die hier eine Kurve zu nehmen hat, heißt uns aufschrecken. — Die Mauer neben uns ist niedriger geworden, wirkt nicht mehr so bedrückend,

und da — wir trauen unseren Augen kaum — hat sie eine recht gemüthlich dreinschauende niedere Pforte. — Die Holztür ist sicher zufällig nur angelehnt; denn innen steckt ein Schlüssel. Wir wagen uns hinein und sind angenehm überrascht von dem Anblick, der sich uns hier bietet. Wir stehen etwas erhöht. Vor uns breitet sich ein sehr großer Garten mit Park aus, der in seiner scheinbaren Regellosigkeit mit den hohen alten Bäumen einen eigenen Reiz hat. — Ueber all dem links drüben grüßen uns heute zum ersten Male die Hallenser Thürme, die „Blauen Thürme“, wie sie auch heißen.

Doch wir führen unsere Augen wieder in unsere nähere Umgebung zurück. Sie sind gerichtet auf etwaige ein „Verboten“ ausschreiende Tafeln. Da kein derartiger „Ordnungshüter“ vorhanden ist, sehen wir unsere Entdeckungsreise fort. — Ein schöner weiter Spielplatz mit Turngeräten, auf dem sich unter hohen Bäumen einige Jüngens im Handballspiel tummeln, fesselt uns zunächst. — Das Gebäude links davon ist sicher eine Turnhalle und das daneben hinter niederer Mauer bergan steigende Gelände eine Gärtnerei. Gegenüber dem Spielplatz steht ein Häuschen alter ländlicher Bauart, wie zufällig dahingefallen, weltvergessen da. — Ueberhaupt ist es uns, die wir plötzlich aus dem Großstadtlärm in diese Ruhe versetzt sind, als ob über dem Ganzen hier ein Hauch von Weltvergessenheit liegt.

Halt, aber da drüben erhebt sich ein neues modernes Schulhaus. Der weite Platz davor liegt noch nicht geebnet und brach da. Ein Weg führt von hier aus nicht hinüber, und der wohl noch nachwirkende Eindruck der hohen Mauer heißt uns in gewisser Scheu auf dem Hauptwege verharren.

Jedoch, „die Gedanken sind frei!“ und schon beweist der Ausruf einer Genossin unsere Seelenharmonie: „Hier wäre der geeignete Raum zum Auswirken unserer Schulreformideen: Einheitschule, Schulgemeinschaften, Selbstverwaltung im Erziehungswesen, Werkstättenbetrieb, Gartenbauerschule, Lebensgemeinschaftsschule“. Ja, groß genug scheint dieser bewaldete Stadtteil zu sein, um vielen Großstadtkindern Luft und Sonne von außen und innen zu spenden und gleichzeitig solchen, wie unser Dichter und Pädagog Robert Seidel, zur Kindererziehung auch innerlich berufenen Lehrern ein reiches Betätigungsfeld zu bieten.

Im stillen wundern wir uns, außer den spielenden größeren, sicher den sog. „besseren Stän-

den“ angehörenden Knaben weit und breit nichts von Kindern zu sehen und zu hören. — Ihr armen Kleinen, die ihr vielleicht im engen, schmutzigen grauen Straßenwinkel in der Gasse oder im Hinterhaushofe an der Aschengrube spielt, wohl kaum ein Grashalmchen in eurer Nähe habt, kommt her, hier ist soviel Grün und Sonne und Vogelsang inmitten eurer Stadt!

Oder befinden wir uns doch auf „verbotenen Wegen?“ — Ein einem „Kastellan“ ähnelnder Herr kommt von drüben, wo hinter alten Wohnhäusern sich kasernenähnliche Bauten hinstrecken. Wir grüßen ihn und fragen höflich, mit dem Bemerkten, daß wir hier fremd sind, was das wohl für ein Anwesen sei. — Zuerst hatte er uns etwas mißtrauisch gemustert. Aber ein Blick in unsere von aufrichtigem Interesse strahlenden Augen macht ihn mittheilbar. — Den Bleistift hinter dem Ohr vornehmend und zum Zeigen benutzend, legt er los: „Sie befinden sich hier in den „Franckeschen Stiftungen“. Weiter vorn am oberen Ende des langen Hofes befindet sich auf hoher Treppe das von „Rauch“ modellierte Standbild des Stifters August Hermann Francke, rechts in den Anlagen die Francke-Urne. Die weltberühmten Stiftungen wurden von August Hermann Francke während seiner Amtstätigkeit als Universitätsprofessor und Pastor hier selbst in den Jahren von 1691 bis 1726 geschaffen. Sie bilden, möchte man sagen, einen Stadtteil für sich oder einen Schulstaat; denn hier befindet sich ein Gymnasium, eine Oberrealschule, eine höhere Mädchenschule, ein Lehrerinnenseminar, eine Vorschule, eine Knaben- und Mädchen-Mittelschule, die Waisenanstalt und das Pädagogium. Die Schülerzahl dieser sämtlichen Anstalten beträgt etwa 3500“.

So, nun wußten wir genug. — Der alte Herr hat es anscheinend sehr eilig. Wir bedanken uns höflichst und setzen unseren Weg dem mehr bebauten Teil der Stiftungen zu fort. — Die Waisenanstalt erwähnte er ziemlich zuletzt mit, und die interessiert uns gerade am meisten. Vom Halle'schen Waisenhaus hatte dieser und jener von uns schon einmal etwas gehört. „Ich hab's,“ ruft plötzlich eine Genossin, „jetzt kann ich mal etwas Schulweisheit auskramen. Man hat uns gelehrt, wie dieser August Hermann Francke aus Mitleid mit den armen Waisenkindern sich entschloß, ein Waisenhaus zu bauen, trotzdem seine Mittel längst nicht dazu ausreichten. Oft hatte er so wenig, daß er nicht einmal einen Stein bezahlen konnte. So ging er von Haus zu Haus und appellierte an das Mitgefühl der Besizhenden.“

Durch diese Sammlungen brachte er sein Lebenswerk zur Vollendung."

Das tatkräftige Wirken von August Hermann Francke imponiert uns. Eigentlich ist doch dann die Waisenanstalt die Hauptsache in den Stiftungen? Unter reger Diskussion hierüber kommen wir vor an die Gebäude der Waisenanstalt. Sowohl, alles schön sauber und übersichtlich eingerichtet. Auf dem langen kahlen Hof kann man das Gefühl nicht los werden, als ob hier sogar jeder Grassalm zwischen den Pflastersteinen als lästiger Störenfried „strenger Zucht“ beseitigt würde. Dies Kasernenmäßige wirkt förmlich erstickend auf uns ein. Und das soll den armen vater- und mutterlosen Kindern das Elternhaus ersetzen? Kann hier die Liebe walten?

Die Gebäude auch innen zu besichtigen, verspürt keiner von uns Lust. Wir gehen vor bis zum Haupttor am Franckeplatz, von wo rechter Hand ein Treppenaufgang zur Waisenhause-Buchdruckerei führt, machen aber wieder kehrt, in der Hoffnung, Waisenkinder zu treffen. Von der Hauptstraße wenden wir uns nicht rechts ab, woher wir vorhin gekommen sind, sondern biegen ganz oben links um die Ecke. Außer alten Herrschaften begegnet uns leider niemand.

So verlassen wir dann wieder durch eine kleinere Tür, die aber laut Auskunft des „Kastellans“ immer geöffnet ist, neben der Waisenhause-Apothek die Franckeschen Stiftungen.

Links setzt sich die uns zu diesem Rundgang verleitete hohe Mauer die Neue Promenade entlang dem Franckeplatz zu weiter fort. Diesmal kehren wir ihr aber den Rücken und gehen das letzte Stück Königstraße hinunter dem Leipziger Turm zu.

Als wir an der Wand des diesem gegenüber stehenden Eckhauses ein Relief des an dieser Stelle einst vorhandenen Galtores betrachten, gesellen sich Hallenser Naturfreunde zu uns.

Nach lebhafter Begrüßung wird natürlich gleich unsere Entdeckungsreise geschilbert, auch

daß wir vergebens nach Waisenkindern suchten. Die Hallenser bestätigten zunächst unsere Vermutung, daß die Anstalt zurzeit eine erzreaktionäre Hochburg darstellt. Daß die Verwaltung des Waisenhauses sich kaum über Wasser halten kann, ist dafür sehr bezeichnend! Fast nur durch mit großem Trara verkündete Wohltätigkeitsveranstaltungen ist es möglich, mehr Geld für diese gemeinnützige Anstalt aufzutreiben. „Dann ist es auch kein Wunder, daß die armen Kinder so uniformiert werden,“ sagte eine Hallenserin, „ich habe als Kind eine ziemlich große Scheu zu überwinden gehabt vor diesen einförmig in viel zu lange, immer dunkle und „sittsam hochgeschlossene“ Kleidung gezwängten Gestalten, die auch „Kinder“ waren! Immer sah ich sie nur streng geordnet in Reih und Glied mit dem Gebetbuch unterm Arm. Mein Grauen bei ihrem Anblick ging eine Zeitlang sogar so weit, daß ich glaubte, sie hätten auch alle ein und dieselben Gesichter. Ich war eben selbst noch ein Kind und ließ mich sicher durch den gleichen Gesichtsausdruck irreführen. So dunkel und starr wie die großen vorsintflutlichen Kopfbedeckungen dieser armen Kinder ist auch der Geist, von dem sie erzogen — gedrillt werden.“

Unter Führung der Hallenser setzen wir unsern Weg durch die Promenadenanlagen fort, wir hätten auch jetzt gar keine Obacht mehr auf Straßennamen usw. geben können, da uns der anregende Gedankenaustausch über Erziehungsfragen und Schulreform voll und ganz beansprucht. In dem, was uns hierbei zunächst liegt, sind wir uns alle einig: „Unsere Kindergruppen sollen nicht nur so eine Art „Kinderbewahranstalt“ sein, sondern immer mehr den ideologischen Ueberbau zur Gemeinschaftsschule verwirklichen.“

Wanderfreunde! Seht, soviel vermögen euch schon ein paar kurze führerlose Stunden zu geben, wenn ihr es versteht, offenen Auges und Herzens eigene Wege zu gehen!

## Wiesenthalhaus

Von J. Forbrig, Jena

Unter dieser Bezeichnung wurde im letzten Nachrichtenblatt zum Besuch dieser neuen Uebernachtungsstation aufmerksam gemacht. Der Kauf des Hauses ist von der Ferienheimgenossenschaft Ende Juni offiziell getätigt worden. Das Haus

ist nicht sehr groß,  $7\frac{1}{2} \times 6\frac{1}{2}$  Meter; dazu gehört noch ein hölzerner Schuppen. Der dazugehörige Grundbesitz beträgt inkl. des Hauses 100 Quadratmeter. Es besteht aber die Möglichkeit, von der Gutsverwaltung Dörflas noch

ein Stück Wiese hinzuzupachten. Im Hause parterre ist die Küche mit Aufenthaltstraum  $4\frac{1}{2} \times 4$  Meter; nebenan ein Schlafraum für Mädchen  $4\frac{1}{2} \times 2$  Meter, eine Vorratskammer und Kuchentafelablage. Auf dem Boden Massentlager. Einzelzimmer kommen der Größe des Objektes halber nicht in Frage. Im günstigsten Falle können 50—60 Personen untergebracht werden.

Die Inneneinrichtung haben zwei auf der Walze befindliche Mülhthäuser Naturfreunde (Tischler) in selbstloser Weise zurechtgezimmert. Wir bitten die Besucher, die Sachen gebührend zu behandeln. Die Verwaltung des Hauses wird von der Ortsgruppe Pöbneck erledigt. Zuschritten wegen Uebernachtung sind an Friedr. Korn, Pöbneck, Liebknechtstr. 18, zu richten. Die Aushändigung des Schlüssels (an Wochentagen) erfolgt in Dörflas, Haus Nr. 3, bei Trinka, gegen Hinterlegung des Genossenschafts-Mitgliedsbuch oder der Naturfreunde-Mitgliedskarte. — Zur Verpflegung möchten wir gleich darauf aufmerksam machen, daß in Dörflas und nähere Umgebung keine Einkaufsmöglichkeit außer landwirtschaftlichen Produkten besteht. Einkäufe können nur in Ziegenrück, Mäschlig oder Crispendorf getätigt werden. Jeder der Orte ist 1—1½ Stunden vom Heim entfernt.

Die Eisenbahnverbindungen sind allerdings etwas ungünstig zu nennen; auch ein Hauptgrund, weshalb das obere Saalatal so wenig besucht wird. Diejenigen Besucher, die mit der Saalbahn kommen, fahren bis Delamünde, dann über Pöbneck, Oppurg, Triptis bis Ziegenrück. Diejenigen, die von Gera kommen, direkt bis Ziegenrück; die von Saalfeld kommen, direkt bis Pöbneck und zu Fuß nach Ziegenrück, oder über Leutenberg, Würzbach, Unterlemnitz, Ziegenrück.

Ueber die landschaftliche Schönheit der Umgebung des Heims ließe sich noch vieles sagen. Dörflas, das einsam und schön gelegene Fleckchen, liegt außerhalb des Verkehrs. Keine rasselnden Autos stören die ländliche Stille. — Abseits vom Ort, an der Wiesent, von allen Seiten mit Wald und steilen Felsen umgeben, liegt unsere neue Bleibe. Bis vor einigen Jahren war die Wiesent noch ein wilder Junge; aber ihre ungestüme Kraft hat man in dem Stauwerk „Wiesental“, eine halbe Stunde aufwärts, gebannt. Der Wasserspiegel des Stauwerkes liegt 60 Meter höher als derjenige der Saale und beide sind nur 250 Meter voneinander getrennt. Durch einen Druckstollen wird das Wasser nach der Saale hin abgeleitet, um den Gefällunter-

schied zur Elektrizitätsgewinnung auszunutzen. Das Wiesentalhaus eignet sich geradezu prächtig als Standquartier für Touren in die Umgebung. Wer von Ziegenrück die Saale aufwärts nach Walsburg wandert, dem wird es Eindrücke, gleich dem Besuch des Schwarztales, hinterlassen. Oder wer auf der Höhe des Teufelsberges auf die 100 Meter tiefer liegende Saale hinabschaut, dem wird sich das Walten der Naturkräfte offenbaren. Die schönste Stelle des oberen Saaltales ist zweifellos der Marienblick. Wer von der Hohen Sonne nach der Wartburg, oder vom Trippstein nach Schwarzburg hinabgeschaut hat, wird jenen Blick nach Schloß Burgk, umrandet von Lannengrün, erst recht lieb gewinnen. Wer die Freuden des Strandlebens genießen will, der wandere über Crispendorf, Volksmannsdorf nach Plothene an die Plothener Seen. Wie reichlich die Leiche, denn solche sind es, auf dieser „Seenplatte“ verteilt sind, geht daraus hervor, daß in der Pörmitzer Flur allein gegen 100 Leiche, in der Flur von Plothene gegen 99 Leiche und in den übrigen Dorffluren noch über 200 Leiche gezählt werden können.

Auch der Geologe kommt auf seine Rechnung. Die seltsamsten Versteinerungen findet er in den Kalk- und Silurischen Schichten (Grochwitz und Saalburg). Zahlreiche Verwerfungen, Faltungen und die Gerölle der Ursaale kann er studieren. Also ein jeder wird auf seine Rechnung kommen. Darum, wer einen ablehnenden Bescheid von einem größeren Heim erhält, dem ist Gelegenheit gegeben, seinen Urlaub angenehm auch in einem anderen Heim zu verbringen.

Ebenso bietet sich noch Uebernachtungsgelegenheit auf dem Siebshaus bei Rabla. Außer den 10 Betten in zwei Zimmern ist noch Raum für 80 Personen in Massentlager vorhanden. In den Sommermonaten ist eine Genossin als Hüttenverwalterin ständig anwesend. Essen wird auf Wunsch verabfolgt. Ueber die Umgebung braucht wohl wenig gesagt zu werden, da das Siebshaus in den Ortsgruppen genügend bekannt ist. Zuschritten wie bisher im Gaublatt Nr. 6 bekanntgegeben.

Das Spannerhaus bei Altenburg ist Pfingsten endlich dem Verkehr übergeben worden. Aus dem sogenannten „Schweinehast“ des Flugplatzes ist unter vielen Mühen ein stattliches Heim entstanden. Außer einer geräumigen Küche, vier Zimmern mit je zwei und drei Betten bietet es noch Unterkunft für 100 Personen in Massentlager. In den Sommermonaten ist eine Genossin als Hüttenverwalterin betraut. Essen wird auf

Wunsch abgegeben. Für den Flachlandwanderer bietet es herrliche Ausflüge nach den Leina-Waldungen und etwas weiter nach dem Kammerforst. Badegelegenheit! Zuschriften wie im Gaußblatt Nr. 6 bekanntgegeben.

Das Finsterbacher Pirschhaus bei Lambach fand bisher nicht die genügende Würdigung. Zum großen Teil lag es an der schlechten Markierung. Dem ist jetzt abgeholfen worden. Das Finsterbacher Pirschhaus liegt in einer der schönsten vom Verkehr noch wenig berührten Gegenden und eignet sich herrlich als Standquartier. Man kommt hier nicht mit den „Erholenden“ der oberen Zehntausend von Oberhof oder Friedrichroda in Berührung, die doch bei ihrem Auftreten nur Empörung auslösen. Wer von den Naturfreunden kennt nicht den Kern-, Silber-, Lütche-, Mittelwasser- und Schmalwassergrund mit dem Falken und Johannisstein, Hohe Wösf, 12 Apostel und Donnersthauck. Alles Louren, die man jeden Tag vom Pirschhaus aus machen kann. Außer den drei Zimmern mit 15 Betten

ist noch Raum für 60 Personen in Massenlager vorhanden. Während der Sommermonate ist ständig ein Genosse als Hüttenverwalter anwesend. Essen wird auf Wunsch verabfolgt. Zuschriften wie angegeben.

Wohl wissen wir, daß die Krise der Arbeiterschaft schwere Wunden schlägt und manchen Plan zunichte macht. Wer es aber dennoch ermöglichen kann, der soll es nicht versäumen, Einrichtungen seiner Klasse in Anspruch zu nehmen, damit er aus jenen Erholungstagen neue Kraft schöpft, der Menschheit eine bessere Zukunft zu bereiten.



## Antwort an E. K., Halle-Passendorf

Von Fischer, Gera

Meine Passendorfer Freunde wollen Auskunft, wie und wo die Frösche im Winter leben. Die armen Tierchen lassen sich ruhig eingefrieren und schlafen. Der Mensch nimmt, während er schläft, keinerlei Nahrung zu sich — er braucht nur Luft, so auch die Frösche. Die Kälte tut ihnen nichts. Der Physiker Vietet in Paris stellte Versuche mit allerhand Tieren an und ließ diese ganz langsam eingefrieren — lange Zeit im gefrorenen Zustand verharren — und dann — (das ist die Hauptsache) langsam, allmählig wieder auftauen; er stellte fest: Frösche vertragen eine Kälte von 28°, Laufendfüße 50°, Schnecken 120° und den Keford schlugen die Bazillen mit 192—200° Kälte.

Der Frosch fühlt die herannahende Winterszeit und sucht sich am Grunde des Teiches oder Sumpfes im Schilf, Rohr oder Moos ein Nestchen für seinen Winterschlaf. — Eingegraben kann er sich nicht. — Das Eis an der Oberfläche, welches bei der zunehmenden Kälte nach innen zu stärker wird, bildet einen sehr angenehmen Schutz vor der viel tieferen Temperatur der Luft. Gefriert dann der Sumpf oder Teich bis zum Grunde ein, so ist das Fröschlein inmitten des Eises vollkommen hart gefroren. Eis ist immer undichter als Wasser, denn es nimmt einen

größeren Raum ein — läßt demnach Luft zu dem schlafenden Fröschlein, mehr braucht dieses nicht. —

Wie herrlich sich ein solches Fröschpärchen in seinem Eispalast einrichtet zeigt das Bildchen, welches ein von mir im letzten Winter ausgehauenes Eisstück wiedergibt. Es zeigt aber noch mehr — die Frösche sind gegen die Kälte mit einem langen, weichen, seidigen, feinen, weißen Fellschen bedeckt. Ja — warum hat der Frosch aber keine Haare? — weil dieselben beim Erwärmen durch die Frühlingssonne sofort abfallen, kein Frosch kommt mit seinem Winterpelz nach oben — er entkleidet sich auch, wenn er ins Wasser geht. Und noch ein Drittes lehrt uns solch ein Fund. Der Mensch macht bei seiner Embryonalentwicklung eine Froschstufe durch — das beweist uns, daß der Embryonalfrosch als ein Ur-Urahne des Menschen zu betrachten ist. In seinem Winterkleide ähnelt der Frosch dem Urmenschen. Sollten Hallenser nun doch mal ein solches gefrorenes Fröschlein tatsächlich gefunden und als Baby mit nach Hause genommen und großgezogen haben, dann wäre auch der Fall geklärt, daß die Hallenser Kinder aus den Passendorfer Teichen kommen. Die Hallenser tauen gewöhnlich auch erst nach und nach auf!

Warum das Wasser der Nordsee salziger ist, als das der Ostsee erklärt sich ganz einfach.



In der Nordsee leben unzählige Heringe. Diese sind zum größten Teil salzig. — Der einfache Versuch lehrt — ein einziger Hering macht einen ganzen ebn Wasser salzig — Millionen und aber Millionen geben dem Meere dann seinen berechtigten Salzgeschmack. Kauft nun die Nordsee über und schwappt mal etwas Salzwasser in die Ostsee, so wird deren Wasser auch salzig — nur viel weniger!

Natürlich kann die ganze Sache noch natürlicher sein. Im Erdinnern befinden sich mächtige Salzlager. Auf dem Festlande werden solche in Salzbergwerken abgebaut oder von unterirdischen Wässern ausgelaugt und als Salzquellen an die Oberfläche geschafft. Der Meeresgrund mit seinen riesigen Ausdehnungen hat viel mehr Salzlager als das nur  $\frac{1}{3}$  so große Festland. Das Meerwasser löst die Lager auf. Aber auch unterirdische Wässer, welche Salze aufnahmen, fließen ins Meer und vermehren dort den Salzgehalt. — So ergibt sich, daß Seen und Meere, je nach der Beschaffenheit ihres Grundes und den unterirdischen Zuflüssen mehr oder weniger salzig sind. Stehen Gewässer in Verbindung, so ist ein Uebergreifen des Mineralgehaltes selbstverständlich.

## Noch halten sie dich

Von Willy Krämer, Mühlhausen.

Noch halten sie dich. —

Noch umsurren sie dich — die Maschinen.

Noch umgeben sie dich — die Fabrikmauern.

Aber zum Fenster herein lacht die Sonne,

Schmeichelt und lockt: Komm! Komm mit!

Sonnenkind! Menschlein, du!

Doch du wirfst nur traurig das Köpfcchen schütteln.

Ich kann nicht, noch halten sie mich hier — die Maschinen.

Aber deine Gedanken werden eilen, der Zeit voraus —

Zum Sonntag;

Wo wir wandern werden, durch Feld und Wald.

Wo wir toben und springen und spielen werden,

An blühenden Hecken, über sonnige Wiesen hin.

Wie Kinder, die noch nichts können —

Als sich freuen und die Sonne lieben.

Und — weil sie weiter noch nichts können,

Dies mit ganzer Hingabe tun.

Dann werden wir rasten.

Unter Bäumen und Büschen und Sträuchern.

Im weichen Moose auf dem Rücken liegend

Dem Zwitschern der Vögel lauschen,

Und den Wolken nachsehen,

Wie sie über uns hinsegeln,

Leicht und frei, nach unendlichen Fernen —

Und unsere Gedanken werden ihnen folgen.)

Und dann — abends —

Wenn die Sonne hinter den Bergen sinkt

Und im letzten Widerschein die Firnen vergoldet,

Werden wir heimwandern, schweigend, Hand in Hand —

Und wir werden nur genießen, nur empfinden.

Und unsere Augen werden leuchten,

Und unsere Herzen schneller schlagen.

Und — leise wirst du meine Hand drücken.

Und dann — — dann werden wir uns trennen müssen,

Und am andern Morgen wirst du wieder an deiner Maschine

Aber — deine Augen werden leuchten — [sehen.

In deinem Herzen wird Sonne sein.

Schaffen möcht' ich — schaffen.

Werte schaffen — mit starken Armen,

Mit offener Brust und klarer Stirn.

Für die Allgemeinheit — für die Menschheit —

Für kommende Generationen —

Für meine — deine — unsere Kinder.

Jawohl. — Schaffen möcht' ich — schaffen. —

Doch nicht frohnen will ich

Für ein paar Geldproben,

Die mich aussaugen

Und hungern lassen!